

*Sonderdruck aus*

# **Die Aktualität der Vormoderne**

**Epochenentwürfe zwischen Alterität und Kontinuität**

Herausgegeben von

Klaus Ridder und Steffen Patzold



Akademie Verlag



**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2013  
Ein Wissenschaftsverlag der Oldenbourg Gruppe

[www.akademie-verlag.de](http://www.akademie-verlag.de)

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagentwurf: hauser lacour  
Druck & Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Dieses Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

ISBN 978-3-05-006397-3  
eISBN 978-3-05-006399-7

# Inhalt

<i>Klaus Ridder und Steffen Patzold</i>	
Einleitung .....	7
<b>Eröffnung</b>	
<i>Jeffrey F. Hamburger und Hildegard Elisabeth Keller</i>	
Bilder in der Kirche, im Herzen oder gar nirgends? Überlegungen zu Periodisierungen am Beispiel des Bilderstreits in der Frühen Neuzeit .....	19
<b>Nation – Europa – Welt</b>	
<i>Michael Borgolte</i>	
Über europäische und globale Geschichte des Mittelalters. Historiographie im Zeichen kognitiver Entgrenzung .....	47
<i>Ulrich Müller</i>	
Die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit im Gefüge der historischen Archäologien .....	67
<b>Vormoderne – Moderne</b>	
<i>Ewald Frie</i>	
„Bedrohte Ordnungen“ zwischen Vormoderne und Moderne. Überlegungen zu einem Forschungsprojekt .....	99
<i>Frank Rexroth</i>	
Die scholastische Wissenschaft in den Meistererzählungen der europäischen Geschichte .....	111
<i>Joachim Knappe</i>	
Textleistung. Eine moderne rhetorische Kategorie, erprobt am Beispiel mittelalterlicher Chronistik .....	135

*Wilfried Nippel*

Die Verabschiedung der Antike durch die Französische Revolution ..... 161

*Martin Baisch*

Alterität und Selbstfremdheit. Zur Kritik eines zentralen  
Interpretationsparadigmas in der germanistischen Mediävistik ..... 185

*Claudia Lauer*

Liebe übersetzt. Friedrichs von Hausen ‚Ich denke underwilen‘  
(MF 51,33) als (vor-)modernes Rezeptionsphänomen ..... 207

## Religion – Wissen

*Andreas Holzem*

Die Wissensgesellschaft der Vormoderne. Die Transfer- und  
Transformationsdynamik des ‚religiösen Wissens‘ ..... 233

*Michael Stolz*

Vivus est sermo tuus. Religion und Wissen in der Prager Hofkultur  
des 14. Jahrhunderts ..... 267

*Burghart Wachinger*

Religionsgespräche in Erzählungen des Mittelalters ..... 295

## Europäische Werte und Identitäten

*Dietmar Mieth*

Menschenwürde – vormoderne Perspektiven am Beispiel zweier  
Impulse des Spätmittelalters ..... 319

*Klaus Oschema*

Ego Europa – die Zukunft eines Kontinents und der Untergang der Welt ..... 341

## Anhang

*Daniela Czink*

Orts-, Personen- und Werkregister ..... 375

# Textleistung. Eine moderne rhetorische Kategorie, erprobt am Beispiel mittelalterlicher Chronistik

Die in dem Begriffspaar Moderne und Vormoderne aufscheinende Dichotomie, die Erklärungsansätze, Forschungsstrategien und Diskussionen in den verschiedenen Disziplinen betreffen kann, steht beim Fach *Rhetorik* unter besonderen Perspektivierungen. Als Disziplin gehört die Rhetorik zusammen mit der Philosophie zu den ältesten erfahrungswissenschaftlich basierten Fächern Europas. Das unterscheidet sie von vielen anderen modernen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich erst im 18.–20. Jahrhundert ausgebildet haben. Beide genannten Fächer und ihre Theorien haben mit Platon und Aristoteles dieselben Archegeten. Die älteste, noch heute gültige Definition der Rhetorik etwa stammt aus Platons ‚Phaidros‘ (4. Jh. v. Chr.) und besagt kurz und bündig, dass Rhetorik Psychagogie (Seelenleitung) sei. Auch die hieraus ableitbaren Fragestellungen und praxisbezogenen Theoriesätze der Rhetorikdisziplin haben antike Denker wie Aristoteles, Cicero und Quintilian in vielerlei Hinsicht schon vorgeprägt. Die folgenden Epochen konnten sich darauf beziehen, variierten, erweiterten und entwickelten die Doktrin fort (im Mittelalter etwa im Bereich Predigt). Da sich Rhetoriktheorie immer in der Praxis bewähren musste, hat sie im Lauf der Geschichte kaum spekulative Bestandteile aufgenommen. Dennoch kann es nicht nur bei der klassischen Sicht der Rhetorik bleiben. Heute steht die moderne Rhetorikforschung vor der Aufgabe, im Sinne des soeben angesprochenen, seit vielen Jahrhunderten geltenden Erweiterungspostulats des Faches neue Gegenstandsbereiche (z. B. moderne Medien) mit neuen methodischen Ansätzen und neuen Fragestellungen zu verbinden und damit letztendlich auch die gesamte Theorie auf neuem, modernem Niveau zu reformulieren. Der methodische Zugriff und der theoretische Horizont müssen sich dabei, wenn es sich tatsächlich um tragfähige, systematisch gewonnene Ansätze handeln soll, auf rhetorische Zeugnisse aus der kommunikativen Praxis aller Zeiten beziehen lassen können. Der hier vorgelegte Beitrag soll dazu die Probe aufs Exempel machen. Er ist dem rhetoriksystematischen Bereich der *Textrhetorik*<sup>1</sup> gewidmet und konzentriert sich auf zwei Beispiele mittelalterlicher Chronis-

---

1 Zur Textrhetorik als Systemstelle der Rhetorik siehe *Joachim Knappe*, Was ist Rhetorik? Stuttgart 2000, 107–136.

tik als Untersuchungsgegenstand. Dabei wird sich zeigen, dass die mittelalterliche Geschichtsschreibung durchaus rhetorischen Strategien unterworfen war, die mit modernen texttheoretischen Ansätzen analysierbar sind, und dass die textrhetorische Komponente damals, anders als unter den vermeintlich gerechtfertigten Verdikten des neuzeitlichen Positivismus, auch nicht als anstößig empfunden wurde.

## Der Rhetorikansatz

Aristoteles gibt im 4. Jh. v. Chr. in seiner Rhetorikschrift gleich zu Beginn eine Definition, die vor dem Hintergrund der Rhetorikgeschichte keineswegs für jedermann vertraut klingt: Die Rhetorik sei, heißt es da, „eine Fähigkeit, bei jeder Sache das möglicherweise Glaubenerweckende oder Überzeugende (*pithanón*) zu betrachten. Dies ist nämlich die Aufgabe keiner anderen Kunst“ (1355b).<sup>2</sup> Aristoteles definiert damit den Kern der rhetorischen Kompetenz als Identifizieren und Erkennen von Kommunikationsfaktoren, die für die erfolgreiche Kommunikation geeignet sind. Rhetorische Theorie dient dazu, diese Einsichtsfähigkeit zu schulen und zu fördern. Wo wird diese Kompetenz praktisch verlangt? In allen kommunikativen Prozessen, insbesondere bei der Produktion und Aufführung von Texten, die sich als gezielte Instrumente im Kommunikationsprozess einsetzen lassen. Die Rhetorik ist mithin produktionstheoretisch in einem doppelten Sinn gedacht: Produktion von effektiven Kommunikationsinstrumenten (vorrangig Texten) und effektive Performanz.<sup>3</sup> Betrifft dies aber nur den Logos als monologische Rede des griechischen Rhetors in den sozialoffenen Kommunikationen der Polis vor Gericht, in der Politik und in sozialen Gemeinschaftsakten? Die Antwort darauf muss auch die zweite Produktionstheorie in den Blick nehmen, die Aristoteles geschrieben hat, seine ‚Poetik‘. Beide Werke nehmen an bestimmten Stellen explizit aufeinander Bezug und es zeigt sich, dass Aristoteles ihre Theorien zwar für je eigene Textgattungen konzipiert (hier die monologische Rede, dort das Drama und das Epos), sie aber dennoch in einem inneren Zusammenhang sieht.<sup>4</sup>

2 Aristoteles, Rhetorik, in: Ders.: Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung, Bde. 4,1–2. Übers. u. erl. v. *Christof Rapp*. Darmstadt 2002, Kapitel 1,2,1.

3 *Joachim Knappe*, Performanz aus rhetoriktheoretischer Sicht, in: Heidrun Kämper / Ludwig M. Eichinger (Hrsg.), *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*. (Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache, 2007.) Berlin / New York 2008, 135–150, hier 146; siehe auch *Ders.*, Rhetorik, Medien, Performanz: Eröffnungsvortrag der 4. Salzburger Rhetorikgespräche 2007, in: Günter Kreuzbauer / Norbert Gratzl / Ewald Hiebl (Hrsg.), *Rhetorische Wissenschaft: Rede und Argumentation in Theorie und Praxis*. (Salzburger Beiträge zu Rhetorik und Argumentationstheorie, Bd. 4.) Wien 2008, 7–20.

4 Zum Zusammenhang von ‚Poetik‘ und ‚Rhetorik‘ bei Aristoteles siehe *Manfred Kraus*, Zusammenhänge zwischen der aristotelischen Poetik und Rhetorik, in: *Joachim Knappe / Thomas Schirren* (Hrsg.), *Aristotelische Rhetoriktradition. Akten der 5. Tagung der Karl und Gertrud Abel-Stiftung vom 5.–6. Oktober 2001 in Tübingen*. (Philosophie der Antike, Bd. 18.) Stuttgart 2005, 72–104.

Uns interessiert hier der rhetorische Faktor im Text. Aristoteles sieht ihn nicht nur in der Gattung ‚Rede‘ am Werk,<sup>5</sup> sondern auch in den genannten dichterischen Textgattungen, mithin als ubiquitäre und analytisch isolierbare Schicht oder Ebene im Text. Aristoteles unterscheidet in der ‚Poetik‘ die bekannten sechs Ebenen des dichterischen Werks (darunter den Handlungsplot / *mýthos*), erläutert sie ausführlich und kommt dabei im 19. Kapitel auf die fünfte Ebene, die der *diánoia* (des Denkerischen) zu sprechen. Sie betrifft speziell den rhetorischen Faktor und ruft das bei ihm im Vordergrund stehende kognitivistische Rhetorikkonzept auf. Aristoteles schreibt: „Die anderen Teile [Ebenen] haben wir nunmehr behandelt; so bleibt übrig, über die sprachliche Form und die Gedankenführung (*diánoia*) zu reden. Was nun mit der Gedankenführung zusammenhängt, so sei hierfür vorausgesetzt, was sich darüber in den Schriften zur Rhetorik findet; denn sie ist eher ein Teil jener Disziplin“ (‚Poet.‘, 1456a).<sup>6</sup> Das ist bemerkenswert. Aristoteles gliedert die kognitive Ebene der dichterischen Textur aus dem Zuständigkeitsbereich der Poetik aus und belässt sie im Theorierahmen der Rhetorik. Mit einigen weiteren Bemerkungen erläutert Aristoteles anschließend nur noch, was zu dieser das Bewusstsein und die Erkenntnis betreffenden Schicht gehört, die allerdings der angemessenen Versprachlichung bedarf. Insofern definiert er: „Zur Gedankenführung gehört, was [dann] mit Hilfe von Worten zubereitet werden soll.“ Dies wird unter summarischem Verweis auf die Inhalte je eines der drei ‚Rhetorik‘-Bücher wie folgt spezifiziert: „Teile davon sind das Beweisen und Widerlegen<sup>7</sup> und das Hervorrufen von Erregungszuständen (*páthē*), wie von Jammer oder Schaudern oder Zorn und dergleichen mehr,<sup>8</sup> ferner das Verfahren, einem Gegenstande größere oder geringere Bedeutung zu verleihen“<sup>9</sup> (‚Poet.‘, 1456a–1456b).

Mit solchen Ausführungen hat Aristoteles ein Element in der Textproduktion isoliert, das die noetische Schicht im Text als Ergebnis von Mittel-Erkenntnisziel-Kalkülen des Orators betrifft.<sup>10</sup> Wir können hier – wie gesagt – vom textrhetorischen Faktor sprechen.<sup>11</sup> Analytisch gewendet, liefe dies auf die Aufdeckung erkenntnissteuernder und erkenntnisgenerierender Phänomene im Text hinaus. Eine rhetorische Untersuchung wäre dann beispielsweise nicht allein auf die Frage konzentriert, wie der Text konstruiert ist, sondern vor allem auch auf die Frage, welche mentale Steuerung mit textuellen Konstruktionen intendiert sein könnte. Der rhetorische Ansatz filtert damit eine ganz bestimmte, im Alltag des Interpreten regelmäßig auftretende Frage aus der Vielzahl möglicher textanalytischer Fragestellungen heraus und reklamiert sie für seinen

5 Joachim Knape, Rede<sub>2</sub>, Redegattungen, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 3. Berlin / New York 2003, 233–235.

6 Aristoteles, Poetik. Ed. und übers. v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart 1982.

7 D. h. die gedanklich-argumentativen Mittel, die Aristoteles im 1. Buch der ‚Rhetorik‘ abhandelt.

8 Vgl. Aristoteles, 2. Buch der ‚Rhetorik‘.

9 D. h. Amplifizieren und Minuieren, die Aristoteles im 3. Buch der ‚Rhetorik‘ behandelt.

10 Vgl. dazu und zum Folgenden Knape, Rhetorik (wie Anm. 1), 121–123.

11 Knape, Rhetorik (wie Anm. 1), 121.

Theoriezusammenhang, immer im Sinne der schon eingangs erwähnten platonischen Definition, Rhetorik sei Psychagogie, Seelenleitung (Plat., *Phaidr.*, 261a, 271).

## Texttheoretische Kategorienfragen: Intention und Wirkung, Funktion und Leistung

Die in der Rhetoriktheorie immer voranstehende handlungs- und produktionstheoretische Ausrichtung hat auch noch zu Zeiten der hermeneutisch-analytisch eingestellten Philologie des 19. und 20. Jahrhunderts bei Sprachwissenschaftlern eine gewisse Rolle gespielt. Zu denken ist hier an den sog. energetischen Ansatz Wilhelm von Humboldts,<sup>12</sup> der in die Sapir-Whorf-Hypothese von den sprachspezifischen Denkleistungen einer Sprachgemeinschaft aus den 1930er-Jahren<sup>13</sup> wie auch in die zur gleichen Zeit entstandene Sprach-,Leistungs'-Theorie Leo Weisgerbers<sup>14</sup> Eingang fand und in neueren – ideologisch weniger anfälligen – Auffassungen über den Zusammenhang von Sprach- und Denkstil ebenfalls noch nachklingt. Selbst Noam Chomsky bezog sich in den 1960er-Jahren bei seiner sprachphilosophischen Begründung der generativen Transformationsgrammatik auf Humboldts energetische Sprachauffassung.<sup>15</sup> Humboldt sieht die Sprache noch ganz rhetorisch geprägt als Kraft, Wirkung, Tätigkeit (*enérgeia*) und nicht primär als zum Aggregat oder System geronnene ‚langue‘ wie dann Ferdinand de Saussure. Für Humboldt gibt es noch nicht de Saussures deutliche Grenze zwischen dem System ‚langue‘ und der Welt der Texte, des praktischen Sprachgebrauchs, ‚parole‘. Wir haben mit dieser analytischen Trennung zu leben gelernt und sehen heute viel deutlicher die Welt der Arbeit eines Kommunikators am Text, also die Welt der symbolischen Interaktion, von der systematischen Welt des Kodes ‚Sprache / langue‘ getrennt. Aber noch Leo Weisgerber sieht in der ‚Sprache‘ Kräfte und Wirkungen am Werk, nicht etwa in den konkreten Texten bzw. im Umgang mit ihnen, wie wir heute vielleicht eher sagen würden.

In linguistischen und literaturwissenschaftlichen Wörterbüchern sucht man meist vergeblich nach Weisgerbers Zentralbegriff ‚Leistung‘. Eine der Ausnahmen stellt Theodor Lewandowskis ‚Linguistisches Wörterbuch‘ dar. In ihm findet sich unter dem Lemma ‚leistungsbezogene Sprachbetrachtung‘ der Eintrag: „Stufe innerhalb der energetischen Sprachbetrachtung, auf der das formal und inhaltlich Erfasste als geistiger Prozess bzw. sprachlicher Zugriff auf das Sein, als das Weltbild einer Sprache konsti-

12 *Hans Arens*, Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Freiburg / München <sup>2</sup>1969, 203–218.

13 *Albrecht Neubert*, Kulturanthropologische Metalinguistik und semantischer Positivismus. Eine kritische Darstellung der Hypothese Benjamin Lee Whorfs, in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 15, 1962, 301–328.

14 *Peter Hartmann*, Wesen und Wirkung der Sprache im Spiegel der Theorie Leo Weisgerbers. Heidelberg 1958, 20–28; 47.

15 *Noam Chomsky*, Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt a. M. 1969, 19–21.

tuierende Energiea gesehen wird. Weisgerber L., Die vier Stufen in der Erforschung der Sprache. 1962.<sup>16</sup> Im neuen ‚Reallexikon der Literaturwissenschaft‘ wird unter dem Lemma ‚Leistung‘ auf ein anderes Lemma, auf das der ‚Funktion‘ verwiesen. Dort gibt Harald Fricke dann folgende Definition: „Potentielle Wirkung eines Textes oder Textelements. Im Unterschied zum hermeneutischen oder psychologischen Begriff der *Intention* und zum empirischen Beobachtungsbegriff der *Wirkung* bezeichnet der Terminus *Funktion* in der Literaturwissenschaft einen ‚Dispositionsbegriff‘ (im Sinne von Ryle 1949).<sup>17</sup> Ein Text bzw. ein Textelement erfüllt eine bestimmte Funktion (oder, mit einem älteren Synonym, eine spezifische Leistung), wenn es die in empirischer Verallgemeinerung nachweisbare Disposition (oder älter: ‚Eignung‘) besitzt, angebbare Leserwirkungen hervorzurufen. Dafür ist es unerheblich, ob dies auf einer unterstellten ‚Wirkungsabsicht‘ des Autors beruht und ob in jedem Einzelfall die entsprechende Wirkung auch tatsächlich eintritt.“<sup>18</sup>

Wenn Fricke den Begriff der *Leistung* lediglich als ‚älter‘ bezeichnet, geht er davon aus, dass es sich um ein Synonym von *Funktion* handelt. Vor rhetoriktheoretischem Hintergrund sind beide Kategorien jedoch als systematisch different einzustufen. Um dies zu verdeutlichen, sollen im Folgenden die von Fricke aufgerufenen Begriffe genauer voneinander abgegrenzt werden. Auf diese Weise lässt sich insbesondere die terminologische Bedeutung des Begriffs *Leistung* deutlicher herausarbeiten. Der Begriff *Intention* bezieht sich aus rhetoriktheoretischer Sicht auf den Sender im Kommunikationsmodell und bezeichnet subjektive Absichten des Verfassers eines Textes, die Eingang in den Text finden. Ihm gegenüber steht der Begriff *Wirkung*, der vom Adressaten her gedacht ist und alles bezeichnet, was beim Adressaten informationell und pragmatisch auf der kognitiven wie emotionalen Ebene ankommt und als Folge der Textap-  
 zeption faktisch eintritt; dies kann, gemessen an den Intentionen des Senders, unter Umständen sehr wenig sein, weil die Wirkung immer den internen Selektions- und Verarbeitungsmechanismen des Adressaten unterliegt.

Der von Fricke definierte Begriff der Funktion eines Textes läuft zu Recht auf eine objektivistische Bestimmung hinaus. In der Mathematik ist eine Funktion das Zuordnungsverhältnis von zwei Größen.<sup>19</sup> Mit Bezug auf Texte heißt dies, dass die Funktion eines Textes als Gestalt gewordene Struktur (und das heißt immer auch: einschließlich aller semantischen Angebote) in der Zuordnung zu bestimmten textexternen Faktoren besteht. Dieses Zuordnungsverhältnis könnte die biologische Seite des Menschen betreffen oder die sozialen Zusammenhänge. Man könnte die Funktion eines Textes

16 Theodor Lewandowski, Linguistisches Wörterbuch. Heidelberg / Wiesbaden <sup>5</sup>1990, Bd. 2, 652.

17 Gilbert Ryle, The Concept of Mind. London 1949 (dt.: Der Begriff des Geistes. Stuttgart 1969.).

18 Harald Fricke, Funktion, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 1, Berlin / New York 1997, 643–646, hier 643.

19 „Die Zuordnung aber ist ein ideeles Verhältnis, das nie und nimmer aus realen Zusammenhängen ‚abgeleitet‘ werden kann“. Karl Bühler, Kritische Musterung der neuern Theorien des Satzes, in: Indogermanisches Jahrbuch 1918, Bd. VI, 1920, 1–20, hier 4.

etwa als eine (aus standardisierten Strukturen, etwa aus Superstrukturen oder aus der Gattung,<sup>20</sup> ableitbare) Zuordnung zu klassifizierbaren Umweltfaktoren (z. B. sozialen oder kommunikativen Strukturen) bestimmen. Dies wäre eine sehr distanzierte Betrachtungsweise, die vom handelnden Subjekt absieht. Wenn man aber den Akteur konsequent in die Theoriebildung einbezieht, wie dies die Rhetorik tut, dann kommt man zu einem instrumentalistischen Zuordnungsverhältnis. Mit dem Psychologen und Sprachtheoretiker Karl Bühler sind die Sprachen (in Texten aggregiert) als kommunikatives Instrument (,Organon‘) im Interaktionszusammenhang des Menschen zu sehen. Nach Bühler kommen in diesem Fall drei Zuordnungsaspekte ins Spiel: Die Zuordnung könnte zunächst intramentale, also kognitive und emotionale Befindlichkeiten des Sprechers betreffen. Das Zuordnungsverhältnis könnte sodann auch den nach außen gerichteten Wunsch des Sprechers betreffen, Aufmerksamkeit zu erregen. Oder es könnte sich auf andere, sprecherexterne Sachverhalte beziehen, die der Adressat sprachlichen Sätzen „entnehmen“ soll, was auch mit Hilfe anderer semiotischer Texturarten geschehen kann, wie Bildern, „Landkarten, Kurven, mathematischen oder chemischen Formeln usw.“<sup>21</sup> Für Karl Bühler besteht hierin 1920 die dreifache „Leistung der menschlichen Sprache: *Kundgabe, Auslösung und Darstellung*“.<sup>22</sup> Im ‚Organon-Modell‘ seiner berühmten ‚Sprachtheorie‘ von 1934 modifiziert er die drei genannten Aspekte begrifflich und spricht von ‚Ausdruck‘, ‚Appell‘ und ‚Darstellung‘ als den drei Leistungen des Sprachlichen.<sup>23</sup> Die im kommunikativen Kontext Gestalt gewordene Sprache in Form von Sätzen (wir sprechen von Textualität) trägt die Leistung: „Sätze sind die einfachen selbständigen, in sich abgeschlossenen Leistungseinheiten oder kurz die Sinneinheiten der Rede.“<sup>24</sup>

Bezüglich der Gattung Chronik kann man vor diesem Hintergrund zu allgemeinen Bestimmungen ihrer sozialen und kommunikativen Leistung in Gesellschaften zu bestimmten Zeiten kommen. So ist etwa die Memorialleistung selbstverständlich auch im Mittelalter konstitutiv für die Chronik-Gattung.<sup>25</sup> Auf diese Leistung bezieht sich ein Aspekt in Ciceros berühmter Definition der *historia* als literarischer Gattung, die er wegen der Zuständigkeit der Rhetorik auch für diesen Bereich der Kunstprosa in seinem rhetoriktheoretischen Hauptwerk ‚De oratore‘ (2,36) in die Formel fasst: „Eine *historia* ist die eigentliche Lebensform der sozialen Erinnerung (*historia est [...] vita memo-*

20 Zum Begriff der textuellen Superstruktur vgl. *Teun A. van Dijk*, Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. Tübingen 1980, 128–139.

21 *Bühler*, Kritische Musterung (wie Anm. 19), 4.

22 *Bühler*, Kritische Musterung (wie Anm. 19), 1; Kursivierung von mir.

23 *Karl Bühler*, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena 1934, ND 1965, 28. Es sei an dieser Stelle nur kurz darauf hingewiesen, dass hierin die Quelle für Roman Jakobsons erweitertes Modell der sechs Sprachfunktionen zu sehen ist.

24 *Bühler*, Kritische Musterung (wie Anm. 19), 18.

25 *Joachim Knape*, *Historia, Textuality and Episteme in the Middle Ages*, in: Tuomas M. S. Lehtonen / Päivi Mehtonen (Hrsg.), *Historia. The Concept and Genres in the Middle Ages. (Commentationes Humanarum Litterarum 116.)* Helsinki 2000, 11–27, hier 18f.

rae)“). Chroniken halten vergangene Wirklichkeiten aber auf besondere Weise am Leben. Sie stellen sie uns quasi mimetisch vor Augen und nicht analytisch nach Art moderner wissenschaftlicher Abhandlungen von Historikern. Insofern ist die Chronistik Exponent des vormodernen ‚age of historiography‘<sup>26</sup> mit ganz anderen epistemologischen Rahmenbedingungen.

Die Bestimmung der *Leistung* eines Textes resultiert aus der funktionalen Zuordnung zu bestimmten kommunikativen Interaktions-frames. Sie beruht auf der Beobachtung des jeweiligen konkreten, einzelnen Textes oder Werkes. Als seine Leistung ist das dabei ermittelbare, auf Effekte irgendwelcher Art gerichtete Kommunikationspotenzial unter den gegebenen Funktionalbedingungen anzusehen, das sich bei der Produktion durch bewusste Akte der Konstruktion textuell erzeugen und rezeptiv durch methodische Analysen ermitteln lässt (unabhängig von der Frage, ob das Kommunikationspotenzial in einzelnen Akten der Kommunikation auch tatsächlich ausgeschöpft wird). Damit einher geht natürlich auch die Beobachtung dessen, was der konkrete Text nicht leistet, obwohl es der Gattungsrahmen zuließe. Wichtig ist dabei generell, auch im Sinne der obigen Definition Fricke, dass der Textkonstruktionstätigkeit des rhetorisch Handelnden, des Orators, ein antizipatorisches Adressaten- und Instrumentenkalkül zu Grunde liegt, das auf einem Wissen um Vertextungskonventionen und Vertextungsmöglichkeiten beruht.

Dies ist ein Ansatz, über den auch unter Linguisten, insbesondere Textlinguisten, seit dem neueren Auftreten instruktionssemantischer Theorien bei Schmidt 1973 und Weinrich 1976 nachgedacht wird<sup>27</sup> – ein Ansatz, der freilich historisch schon immer zum Kernbestand rhetorischen Denkens gehörte. Inzwischen greifen ihn auch andere mit Textanalytik befasste Disziplinen auf. Erinnerung sei auch an die ‚funktional-kommunikative Sprachbeschreibung‘ der Potsdamer Schule, die mit den Worten Wilhelm Schmidts letztlich einen rhetorischen Ansatz formuliert, der das Sprachliche immer an die Tätigkeiten der ‚Lebenswelt‘ (Husserl) rückbindet. Es gehe, so Schmidt, um eine „Sprachbeschreibung“ in „Hinblick auf die Kommunikation“, die das „Zusammenwirken der sprachlichen Mittel der verschiedenen Ebenen des Sprachsystems und ihre wechselseitige Bedingtheit und Abhängigkeit unter dem Aspekt der intendierten kommunikativen Leistung erfasst“.<sup>28</sup>

Zu verweisen ist hier auch noch auf die vor allem sozialwissenschaftlich verankerte Inhaltsanalytik (bei Interview und Erzählung) von Lucius-Hoene / Deppermann 2002 sowie auf die Textpragmatik von Hardmeier 2003.<sup>29</sup> In beiden Fällen ist der Begriff der

26 *Knape*, *Historia, Textuality and Episteme* (wie Anm. 25), 13.

27 *Siegfried J. Schmidt*, *Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*. München 1976; *Harald Weinrich*, *Sprache in Texten*. Stuttgart 1976.

28 *Wilhelm Schmidt et al.*, *Funktional-kommunikative Sprachbeschreibung. Theoretisch-methodische Grundlegung*. Leipzig 1981; Kursivierung von mir.

29 *Gabriele Lucius-Hoene / Arnulf Deppermann*, *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. (Lehrtexte Soziologie.) Wiesbaden 2004; *Christof Hardmeier*, *Textwel-*

Leistung als Hintergrundkategorie im Spiel. Dementsprechend kann Hardmeier zusammenfassend davon sprechen, dass beide Ansätze gewissermaßen fokussiert genau nach jenem Kommunikationsbeitrag fragen, „den je spezifische Sprachphänomene in ihren textpragmatisch relevanten Kontexten zur Sinnbildung in einer textförmigen Kommunikationseinheit leisten“.<sup>30</sup>

Die im älteren energetischen Ansatz steckende Idee, schon im sprachlichen Material (also auf Kode-Ebene, jenseits respektive unterhalb der Ebene des Textes) sei ein bestimmtes Leistungspotenzial verborgen, interessiert den Rhetoriker genauso wie Fragen der Textpragmatik, weil ihn generell die ‚Leistungen‘ kommunikativer Mittel interessieren, geht es bei der Rhetorik doch um effiziente Kommunikation. Wenn bereits das sprachliche Material, insbesondere die Wörter, Wirkungspotenzial enthält, z. B. bestimmte konventionalisierte Semantiken, um wie viel interessanter ist dann die Frage, ob nicht auch die mittels Gebrauch der Sprache entstehenden Texte ein Leistungspotenzial enthalten, das ein Kommunikator absichtsvoll konstruiert hat.<sup>31</sup> Mit dem Begriff der Textleistung, genauer gesagt: des Leistungspotenzials von Texten, verbindet sich also eine genuin rhetorische Frage, die wir auch an die mittelalterlichen Chroniken stellen können. Bevor wir dies tun, müssen wir aber erst einige Unterscheidungen treffen, die vom handlungstheoretisch-kommunikationswissenschaftlichen Ansatz der Rhetorik herrühren.

## Der kommunikative Status der Chronistik

Um die Funktion und die Leistung von Chroniken zu spezifizieren, ist noch eine andere Überlegung nötig, die sich auf ihren kommunikativen Status bezieht. Dabei geht es um die Zuordnung von Texten zur Standardkommunikation oder zu Formen der Sonderkommunikation. Unterscheidungskriterium sind hier die Konversationsmaximen des englischen, bis 1967 in Oxford lehrenden Kommunikationsphilosophen Herbert P. Grice.<sup>32</sup> Er

---

ten der Bibel entdecken. Grundlagen und Verfahren einer textpragmatischen Literaturwissenschaft der Bibel, Bd. 1. (Textpragmatische Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte der Hebräischen Bibel, Bd. 1.1.) Gütersloh 2003; vgl. *Elisabeth Gülich / Heiko Hausendorf*, Vertextungsmuster Narration, in: Klaus Brinker / Gerd Antos / Wolfgang Heinemann et al. (Hrsg.), Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung / Linguistics of Text and Conversation. An International Handbook of Contemporary Research, Bd. 1. (HSK. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft / Handbooks of Linguistics and Communication Science, Bd. 16.1.) Berlin / New York 2000, 369–385.

30 *Hardmeier*, Textwelten der Bibel (wie Anm. 29), 41.

31 Damit ist einerseits der von Hardmeier zu Recht geforderten kategorischen Trennung von Grammatikalität und Textualität Rechnung getragen (*Hardmeier*, Textwelten der Bibel [wie Anm. 29], 15), zugleich aber das analytisch erhebbare, semantische Eigenpotenzial des Sprachmaterials (das wir etwa beim Lernen von atomistischen Vokabeln oder Idioms internalisieren) nicht in Abrede gestellt.

32 *Herbert P. Grice*, Logic and Conversation, in: Peter Cole / Jerry L. Morgan (Hrsg.), Speech Acts. (Syntax and Semantics, Bd. 3.) New York / San Francisco / London 1975, 43–58; *Herbert P. Grice*, Logik und Konversation, in: Georg Meggle (Hrsg.), Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frank-

leitet aus dem Kooperationsprinzip, der kommunikativen *regula maxima* bzw. dem ‚common ground‘ jeglicher Normalkommunikation, vier weitere Maximen ab:

- „1. Quantität: Sei informativ! Mache deinen Beitrag so informativ wie notwendig; sag nicht mehr und nicht weniger.
2. Qualität: Sei wahrhaftig! Sag nichts, was du für falsch hältst oder wofür du keine gute Rechtfertigung hast.
3. Relation / Beziehung: Sei relevant! Geh auf deinen Partner ein, sage ihm nur, wovon du zu Recht annehmen kannst, daß es für ihn wichtig ist.
4. Art und Weise: Sei klar! Sprich verständlich und vermeide Vagheiten, fasse dich kurz (ohne Umschweife) und sprich geordnet.

Während die Maximen 1. bis 3. auf das zielen, was gesagt wird, geht die vierte mehr auf das Wie.<sup>33</sup>

Diese Maximen werden in der Kommunikation dahingehend hoch relevant, dass wir Menschen von Kindheit an gelernt haben, sie zunächst einmal jedem Text als Bedeutungs- und Interpretationsdimension (jenseits der eigentlichen Semantik des Textes) zuzuschreiben und insofern bis zum Beweis des Gegenteils als Verstehensbedingung der Standard- oder Normalkommunikation anzunehmen.<sup>34</sup> Die Informationssysteme von Gesellschaften funktionieren nur unter dieser Präsupposition. Hochorganisierte soziale Institutionen wie Rechts-, Militär- oder Wissenschaftsinstitutionen sind in ihren Diskursen besonders streng auf Normalkommunikation festgelegt, weil bei ihnen Wohl und Wehe der Gesellschaft auf dem Spiel stehen, mithin die kommunikativen Funktionen gut kontrollierbar sein müssen. Jemanden zu belügen, hieße vor diesem Hintergrund, ihm die Geltung dieser Implikaturen ganz bewusst fälschlich vorzugaukeln. Hier steht die Lauterkeits- oder Aufrichtigkeitsbedingung zur Disposition. Sie ist das Kriterium für die ethisch motivierte Kategorie der *Manipulation*. Manipulation liegt vor, wenn der Kommunikator hinsichtlich Intention und Wahl der Mittel gegen die Lauterkeitsbedingung und damit gegen die *regula maxima* verstößt.<sup>35</sup> Demgegenüber steht die *Rhetorik* als sozial ubiqui-

---

furt a. M. 1979, 243–265; siehe dazu auch das Kapitel ‚Konversationelle Implikaturen‘ in: *Günther Grewendorf / Fritz Hamm / Wolfgang Sternefeld*, Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung. Frankfurt a. M. <sup>3</sup>1989, 401–421; *Eckard Rolf*, Sagen und Meinen. Paul Grices Theorie der Konversations-Implikaturen. Opladen 1994.

- 33 *Hans Jürgen Heringer*, ‚Ich gebe ihnen mein Ehrenwort.‘ Politik – Sprache – Moral. München 1990, 84f.
- 34 Zur im Folgenden dargelegten Unterscheidung von Standard- und Sonderkommunikation siehe *Joachim Knape*, Rhetorik der Künste, in: Ulla Fix / Andreas Gardt / Joachim Knape (Hrsg.), Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung / Rhetoric and Stylistics. An International Handbook of Historical and Systematic Research, Bd. 1. (HSK. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft / Handbooks of Linguistics and Communication Science, Bd. 31.1.) Berlin / New York 2008, 894–927, hier 898–906; *Joachim Knape*, Die Problematik unseres Geschichtsbegriffs fürs Mittelalter, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift, N. F. 38, 1988, 15–34, hier bes. 9–11; 19–24.
- 35 *Joachim Knape*, Persuasion, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 6, 2003, Sp. 874–907, hier 888–890.

täre Kommunikationsform (Gadamer) selbstverständlich auch immer unter den normal-ethischen Voraussetzungen und ist auf akzeptierte kommunikative Mittel festgelegt.<sup>36</sup>

Der Status der Sonderkommunikation liegt vor, wenn der Kommunikator von den Maximen abweicht, ohne lügen zu wollen, und darum in seinen Text Markierungen und Signale einfügt oder ihm beigt (z. B. in Paratexten), die dem Kommunikationspartner klarmachen, dass hier alle oder bestimmte Konversationsmaximen suspendiert sind. Im Fall von Dichtung spricht man dann auch vom Herbeiführen eines stillschweigenden Fiktionalitätsvertrags mit Hilfe solcher markierender Kommunikationselemente. In einem entwickelten Literatur- und Kulturzusammenhang reichen oft schon konventionalisierte Gattungsnamen wie ‚Roman‘ oder ‚Chronik‘, um die Implikaturfrage rasch zu beantworten und den kommunikativen Status der Texte umstandslos zu klären.<sup>37</sup>

Vor diesem Hintergrund gehört zur Bestimmung der Leistung einer Chronik, ob sie die Bedingung der Zuordnung zur Normalkommunikation erfüllt oder nicht. Die Gattung Chronik verzichtet ausdrücklich auf den Fiktionalitätsvertrag, denn sie hat nach den Worten Ciceros in der bereits erwähnten Definition auch das Licht der Wahrheit (*lux veritatis*) zu sein, also die zweite Konversationsmaxime einzulösen. Cicero ergänzt dies noch, indem er die Art der Information in der Historiographie spezifiziert: Es handle sich um Daten und Ereignisse aus der Vergangenheit, daher nennt er eine *historia* eine Überbringerin von Nachrichten aus vergangenen Zeiten (*nuntia vetustatis*; De orat. 2,36). Chroniken reklamieren damit per Gattungszuschreibung, dass sie nicht ‚possible worlds‘ darstellen, die ausdrücklich als ‚kontrafaktisch‘ anzusehen wären, sondern ‚actual‘ oder ‚real world‘.<sup>38</sup>

Bei der ersten und vierten Konversationsmaxime (Informationalität und Ausdrucksökonomie) gab es allerdings bei den mittelalterlichen Praktikern gewisse Lizenzen, zumal auch das Spektrum der Subgattungen einiges erlaubte. Cicero grenzt im genannten Zusammenhang des zweiten Buchs von ‚De oratore‘ bereits die schlicht schreibenden Annalisten und einfachen Faktenerzähler von den Vertretern einer rhetorisch elaborierten Historiographie ab. In der Tat muss man sich das Kommunikationsverhalten auch im Bereich der literarischen Formen als zwischen den beiden Polen der Normal-

36 Joachim Knape, Gewalt, Sprache und Rhetorik, in: Julia Dietrich / Uta Müller-Koch (Hrsg.), Ethik und Ästhetik der Gewalt. Paderborn 2006, 57–78, hier bes. 75–78.

37 Schwierig wird es für die Rezipienten (z. B. auf einer sehr viel späteren Überlieferungsstufe von Texten), wenn solche Indikatoren fehlen oder der Verfasser mit entsprechenden Signalen spielt. Der Fall der Sonderkommunikation kann selbstverständlich auch bloß durch außertextlich-situative Markierungen definiert werden. Bildende ‚Kunst‘ wird regelmäßig im situativen Raum oder, um ein weiteres Mal mit Bühler zu sprechen, im situativen ‚Zeigfeld‘ der Besonderung inszeniert (Bühler, Sprachtheorie [wie Anm. 23], 255). Diese Tatsache erlaubt es, Artefakte ohne irgendeine der genannten ‚Textur‘-Markierungen (zum Beispiel Readymades) durch Einführen in den definierten Kommunikationsraum der Besonderung (z. B. ein Museum) ihrerseits zu Objekten der Sonderkommunikation zu deklarieren.

38 Zum possible world-Ansatz siehe Carola Surkamp, Narratologie und Possible-Worlds Theory: Narrative Texte als alternative Welten, in: Ansgar Nünning / Vera Nünning (Hrsg.), Neue Ansätze in der Erzähltheorie. Trier 2002, 153–183.

und Sonderkommunikation angesiedelt vorstellen. Die etwa durch Sprachspiele oder Fiktionsinserate erzeugten graduellen Abweichungen von der Normalerwartung (im Sinne Grices) können zu solchen Devianzen führen, dass ein Text auf die Seite der Unglaubwürdigkeit kippt. Wenn die Rezipienten dann zu der Annahme kommen, dass hier ein Fall von lizenzierte Sonderkommunikation vorliegt, bleibt der Text akzeptiert. Wenn indes die Annahme der Lüge oder Manipulation im oben erwähnten Sinn im Raum steht, wird der Text unter Umständen inakzeptabel.

## Wirklichkeitsverarbeitung in der Chronistik

Wirklichkeit und Wahrheit bezeichnen nicht dasselbe. Unter Wirklichkeit verstehen wir heute aufgrund strenger methodischer Maßstäbe nach Maßgabe des kantischen synthetischen Urteils nur diejenigen Fakten, die sich einem wissenschaftlichen Urteil unterziehen lassen. Wahrheit ist demgegenüber zunächst einmal ein Begriff aus der philosophischen Metaphysik, der sich nicht nur auf Sachverhalte im genannten wissenschaftlichen Sinn beziehen lässt. Virulent wird diese Unterscheidung im Fall der Kommunikation über Gegenstände, denen wir Wirklichkeits- oder Wahrheitscharakter zuschreiben. Hier liegt notwendig alles auf semiotischer Ebene, also beim Text. Texte sind in ganz bestimmte und immer begrenzte Form gebrachte, semiotisch aggregierte Kognitionen (die man bisweilen auch ‚Wissen‘ nennt), deren Zweck darin besteht, Kommunikationsvorgänge zu ermöglichen. Nun ist ‚historisches Wissen‘ von ganz besonderer Art, weil es auf dem Speichern einer ganz bestimmten Informationssorte, nämlich empirischer Daten, beruht. Dieser Sorte von Informationen lassen sich bei Bedarf auch ganz bestimmte Textsorten zuordnen, die im sozialen Leben entsprechend verstanden werden. Es sind Textsorten, die auf ein striktes Widerspiegelungspostulat festgelegt sind, sich also per definitionem dem Dokumentarismus, mithin auch den Bedingungen der Normalkommunikation unterwerfen. Hier sind insbesondere die Textsorten der Historiographie zu nennen.<sup>39</sup> Schon Aristoteles weist im 9. Kapitel seiner ‚Poetik‘ darauf hin, dass diese Textsorten faktengefesselt sind, d. h. die Zeichenebene durch die außersemiotische Referenzebene determiniert sein muss, weshalb eine Historia nur faktische Einzelheiten abbilden könne. Die unter dem Fiktionalitätskontrakt stehende Dichtung hingegen sei philosophisch leistungsfähiger, denn sie unterliegt dieser Fessel nicht und hat demzufolge sehr viel Darstellungs-, Erklärungs- und Deutungsspielraum.

Worin besteht demgegenüber die Funktion der Historiographie? Ihre spezifische Funktion, die wiederum mit bestimmten sozialkommunikativen Erwartungen an die Gattung korreliert, liegt eben gerade darin, dass sie sich festlegt, dass ihre Textsorten ausdrücklich auf außersemiotische, materielle Gegebenheiten, empirische Daten und Handlungen im Sinne einer strikten *adaequatio verbi et rei* (‚Übereinstimmung von Wort und Sache‘

39 Joachim Knape, ‚Historie‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext. (Saecvla Spiritalia, Bd. 10.) Baden-Baden 1984.

gemäß thomistischer Wahrheitsdefinition) verweisen und sich zumindest programmatisch an dieses Empiriepostulat binden. Die sozialkommunikative Funktion der entsprechenden Textarten hängt entscheidend von genau diesem informationellen Angebotsprofil ab. „Die Frage, ob man einem narrativen Text Faktizität zuschreibt, kann nämlich weitreichende soziale und wirtschaftliche Konsequenzen haben“.<sup>40</sup> Das betrifft Fragen der Legalität und Legitimität genauso wie Fragen der Macht und Ökonomie. „Ich erinnere an die finanziell aufwendigen Versuche der portugiesischen Krone, im 15. Jahrhundert das in den Quellen immer wieder beschriebene Reich des Priesterkönigs Johannes zu finden, oder die anderen teuren, von narrativen Quellen beeinflussten Expeditionen, für die stellvertretend der Name des Kolumbus stehen kann“.<sup>41</sup> Bei berechtigten Zweifeln am Dokumentarismus historiographischer Texte waren und sind daher ganz bestimmte Verfahren der ‚Wahrheits- und Faktizitätsprüfung‘ nötig.<sup>42</sup>

Auch aus mittelalterlicher Sicht sind auf semiotisch-textueller Ebene<sup>43</sup> Wahrheit und Wirklichkeitskonstruktion nicht unbedingt dasselbe. Es gibt hier einen gewissen Spielraum. Nach Meinung mancher Kommunikatoren des Mittelalters kann eine vorgängig feststehende (z. B. religiöse) Wahrheit einem konjizierten Wirklichkeitskonstrukt auf semiotischer Ebene zugeordnet werden. Die rhetorische Leistung (etwa, einen legitimen Geltungsanspruch zu festigen) kann sich auf textkonstruktiver Ebene unterschiedlicher Mittel bedienen (etwa einer erfundenen Handlung bzw. Geschichte). Wie groß der Spielraum für die literarische Füllungsfreiheit hier ist, wird allerdings durchaus kontrovers diskutiert. So achtet der ‚Kaiserchronist‘ des 12. Jahrhunderts, um den es im Folgenden gehen wird, darauf, dass das Datengerüst quellenverifiziert ist.<sup>44</sup> Entsprechend kritisiert er bestimmte Ungereimtheiten bei der zeitlichen Zuordnung von Attila / Etzel und Theoderich / Dietrich, wenn er schreibt:

*Swer nû welle bewaeren,  
daz Dieterîch Ezzelen saehe,  
der haize daz buoch vur tragen*

(V. 14176–8).<sup>45</sup>

(„Wer nun aber beweisen will, / dass Theoderich [seinerzeit] Attilla gesehen hat, / der befehle, das [beweiskräftige] Buch hervorzuholen.“)

40 Joachim Knape, Fiktionalität und Faktizität als Erkenntnisproblem am Beispiel spätmittelalterlicher Reiseerzählungen, in: Holger Krapp / Thomas Wägenbaur (Hrsg.), *Künstliche Paradiese. Virtuelle Realitäten. Künstliche Räume in Literatur-, Sozial- und Naturwissenschaften*. München 1997, 47–62, hier 48.

41 Knape, Fiktionalität und Faktizität (wie Anm. 40), 48.

42 Knape, Fiktionalität und Faktizität (wie Anm. 40), 52–59.

43 Knape, *Historia, Textuality and Episteme* (wie Anm. 25), 17f.

44 Siehe zum ‚methodological aspect‘ Knape, *Historia, Textuality and Episteme* (wie Anm. 25), 20f.

45 Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen. Ed. Edward Schröder. (Monumenta Germaniae Historica. Deutsche Chroniken, Bd. 1.) Hannover 1892, V. 14176–8.

Solche Quellenbezogenheit hindert ihn nicht daran, bei Schlachtenschilderungen der dichterischen Phantasie freien Lauf zu lassen, wie es die Rhetoriktheorie ausdrücklich erlaubt. Davon wird später noch die Rede sein.

## Ein konkretes Beispiel: Die Caesar-Geschichte in zwei Chroniken des 12. Jahrhunderts

Um die weiteren Überlegungen zum Problem der Textleistung an einen konkreten historischen Fall zu knüpfen, soll im Folgenden Bezug auf die Caesar-Geschichte in Kapitel II / 48–51 der lateinischen ‚Chronica‘ Ottos von Freising, entstanden zwischen 1143 und 1146, sowie die Verse 209–602 der mittelhochdeutschen ‚Kaiserchronik‘ eines Regensburger Geistlichen aus der Zeit zwischen 1147 und 1172 genommen werden.<sup>46</sup> Zur besseren Vergegenwärtigung folgt nun die Caesar-Geschichte der ‚Kaiserchronik‘ in neuhochdeutscher Übersetzung, die den teils harten parataktischen, auch in der Wortwahl einfachen Stil des Originals erkennbar hält:

Wir wollen dort wieder ansetzen, wo wir die Erzählung zurück ließen: Die Römer hatten fürwahr großes Ansehen. Weder zu Lande noch auf dem Meere vermochte sich ihrer jemand zu erwehren, (215) der ihnen nicht gehorsam und Rom nicht untertan wurde.

Da ließen die Römer aus Erz [als Bildwerke] all jener Länder gießen, die sie mit ihrer Gewalt bezwungen hatten. Darüber hängten die Machtvollen für jedes Land eigene goldene Schellen. In Rom erkannte man so alle Völker an ihrem Verhalten, wo sie auch daheim sein mochten. Denn welches Land etwas gegen Rom tat, stets läutete dessen Schelle ohne Zutun einer Menschenhand. Mittels Los fanden sie sofort einen edlen Herren, und übertrugen ihm die Ehre, das [auführerische] Land wieder für sie zu unterwerfen und zurück zu gewinnen.

Eines Tages geschah genau dieses [Schellen] als eben der Senat zu Rate saß. Als sie sofort aufschauten, läutete eine [ganz bestimmte] Schelle. Sie sprangen auf, eilten rasch dahin und lasen die Buchstaben. Sie sahen sich an, denn sie waren darüber erstaunt: sehr wohl erkannten sie nämlich, dass sich das deutsche Volk gegen sie erhoben hatte. Die kühnen Römer erwählten nun einen Herren, einen kühnen Helden, (250) von dem das Buch viele Fähigkeiten berichtet. Man sang von ihm in großen Lobestönen. Sie sandten den jungen Helden in die deutschen Lande. Sehr wohl erkannten sie bei sich, dass er eine beständige Gesinnung habe und in allem ein guter Held war. Damals vertrauten die Römer Julius [Caesar], dem Herren, dreißigtausend wohl gerüstete Kämpfer an. Julius, der Herr, nahm selbst weitere dreißigtausend Mann dazu, denn er war davor in deutschen Landen gewesen und kannte ihre Stärke sehr wohl, weil er mit ihr vertraut war.<sup>47</sup> Daher wusste er wohl, dass dies für ihn keine vorteilhafte Lage war.

46 Für die textuelle Modellierung seiner historischen ‚Figuren‘ (hier der Figur Caesars) hat sich der Kaiserchronist ganz bestimmter Verfahren bedient; vgl. dazu *Joachim Knappe*, Zur Typik historischer Personen-Erinnerungen in der mittelhochdeutschen Weltchronistik des 12. und 13. Jahrhunderts, in: Christoph Gerhardt / Burghart Wachinger / Nigel F. Palmer (Hrsg.), *Geschichtsbewußtsein in der deutschen Literatur des Mittelalters*. Tübinger Colloquium 1983. Tübingen 1985, 17–36.

47 Die Prosaversion der ‚Kaiserchronik‘ fügt hinzu: „denn er war selbst von Geburt ein Deutscher, aus Trier gebürtig“; vgl. *Der keiser und der kunige buoch oder die sogenannte Kaiserchronik*. Gedicht des zwölften Jahrhunderts, 3. Teil. Ed. *Hans Ferdinand Massmann*. Quedlinburg / Leipzig 1849, 461.

Julius war ein tüchtiger Mann: sehr schnell war er kampfbereit und ebenso seine Dienstmänner, die mit ihm gehen sollten. Zuerst wandte er sich gegen die Schwaben, denen er große Ungnade erwies. Zu Schwaben saß ein kampfstarker Held, der Prenne genannt wurde. Er ritt ihm mit einem Heer entgegen. Das Buch tut uns kund: Dreimal kämpfte er mit ihm in offener Feldschlacht. Sie [die Schwaben] schlugen [den Römern] tiefe Wunden und von ihnen wurde mancher Schild rot von Blut. Die Schwaben verteidigten ihr Land gut, bis sie Caesar im Guten (*mit minnen*) zu einem Thaiding (einer Versammlung) lud. Da gaben sie ihr Land in seine Gnade.

Caesar befahl nun, sein Zelt auf einem Berg namens Swero aufzuschlagen. Nach dem Berg Swero werden sie alle Schwaben genannt, ein Volk, das sich gut zu helfen weiß – sie sind auch ziemlich reddegewandt – und sich immer wieder vornahm, aus guten Kämpfern zu bestehen, wohl kampffertig und bestens streitbewährt. Dennoch bezwang Julius all ihre Stärke.

Die Schwaben halfen nun Julius. Er wandte sich Bayern zu, wo zahlreiche Kämpfer saßen. (300) Deren Herzog war Boimunt, dessen Bruder hieß Ingram. Diese schickten sogleich nach ihren Mannen; eilig kamen da viele junge Helden mit Harnisch und mit Panzerhemd. Sie wehrten sich mit Grimm und fochten mit ihm eine Feldschlacht aus: Weder vorher noch nachher blieben so viele gute Helden tot zurück, es sei denn, die heidnischen Bücher belügen uns hier. Oh, was für gute Kämpfer die Bayern waren, so dass dies in den heidnischen Büchern eine Nachricht [wert] ist. Darin liest man [über den] *Noricus ensis*, das heißt: über das ‚bayerische Schwert‘. Immer wieder schlug man mit diesem Schwerter durch den Helm [von Gegnern]. Dies Volk war von hervorragender Stärke.

Das Geschlecht der Bayern ist aus Armenien gekommen, wo Noah aus der Arche ging und den Ölweig von der Taube empfing. Ihr Zeichen hat die Arche immer noch auf den Bergen, die den Namen Ararat tragen. Den Sieg, den Julius über die Bayern errang, den musste er sehr mit Blut abgelten.

Dann brachte der Sachsen grimmiger Mut dem Caesar viel Leid. Diese waren, so liest man, Männer des wunderbaren Alexander [des Großen], der zu Babylon sein Ende nahm. Später teilten die vier seiner Mannen den Schatz, die Könige sein wollten. Die Andern fuhren fort auf Schiffen weit in fremde Lande, herumirrend, bis ein Teil von ihnen mit einer Flotte bei der Elbe ankam. Da war es üblich die großen Messer *Sachs* zu nennen, von denen die Recken viele trugen. Damit erschlugen sie die Thüringer. Mit Untreue im Sinn kamen sie zu einer Besprechung. Die Sachsen brachen den Frieden. Nach ihren scharfen Messern aber heißen sie heute noch Sachsen.

Caesar ging dann zu seinen alten Verwandten, den edlen Franken. Deren tapfere Vorfahren kamen aus dem alten Troja, welches die Griechen zerstört hatten. Wollt ihr mir glauben, (350) was ich Euch richtig erzählen will? Nämlich wie das Gesinde des Herzogs Odysseus ein Zyklop in Sizilien fraß, was Odysseus aber mit einem Spieß sehr wohl rächte, indem er jenem während des Schlafes sein Auge austach. Sein [das Zyklopen-]Geschlecht war so groß gewachsen wie die Tannenbäume des Waldes, und sie hatten nur ein Auge an der Stirn. Nun hat sie aber Gott vertrieben in die Wälder jenseits Indiens.

Die Trojaner fuhren nun weit umherirrend in der Welt durch ferne Lande, bis Helenus, ein stolzer Mann, des kühnen Hektors Witwe zum Weibe nahm, mit der er in Griechenland seiner Feinde Reich besetzte. Antenor fuhr, als Troja untergegangen war, nach Italien und gründete dort Mantua und eine andere [Stadt], die Padua heißt. Aeneas aber eroberte die römischen Länder, wo er eine Sau mit dreißig weißen Jungen fand. Franko saß mit den Seinen unten am Rhein; den Rhein hielt er für das Meer. Da wuchsen alle fränkischen Herren auf. Diese wurden Caesar untertan, was ihm jedoch viel Mühen und Sorgen bereitete.

Am Rhein erbaute Julius seine Herrensitze: Deutz, eine treffliche Stadt und Boppard ihr zur Hut; Andernach, eine gute Stadt, Ingelheim zu ihrer Hut; Mainz, eine gute Stadt, Oppenheim zu ihrer Hut. Da baute der Held rasch gegenüber Mainz ein Kastell und eine Brücke über den Rhein; die

versank aber später in des Rheins Grund. Das kam von den Sünden, weil nämlich die Mainzer nie einem ihren Herren Treue hielten.

Da stand [im Frankenland auch noch] Trier mit großen Ehren. Sie stand an dem einen Ende des Landes der Franken, in *Bellica Gallia*. (400) Sehr heldenhaft waren die Leute da, sie verteidigten ihr Land bestens, bis Julius der Held ihnen die befestigte Stadt mit List abgewann. Das bewirkte der Fürst Labian. Nun will ich Euch sagen, wie es kam, dass Julius [Caesar] Trier gewann: Sie [die Trierer] wehrten sich zuvor, das ist wahr, mehr als vier Jahre lang. In der Burganlage waren zwei Gewaltige, der eine hieß Dulzmar, der andere Signator. Die begannen sich zu entzweien, untereinander zu kämpfen um die große Streitmacht, die in der Stadt Trier lag. Signator und sein Bruder Labian wurden Anhänger Caesars und auf ihr Anstiften hin kam es dazu, dass Dulzmar erschlagen wurde und Julius Trier überwandt. Er fand darin manch tüchtigen Recken.

Solange die Herren in Treue verbunden waren, dachten sie immer wieder an das, was sie gegen den Kaiser tun wollten mit grimmigen Schlachten. Dann aber besiegte sie der Wankelmut: Viel starkes Heeresvolk geht zu Schanden, wenn es der Wankelmut einnimmt; die aber einmütig sind, die werden immer wieder feststehen. Durch Wankelmut der Herren konnte Julius ihnen allen das Ansehen rauben.

Als Julius nach Trier kam, meinten alle, sie hätten ihr Leben verloren. Aber Caesar war edel und kühn, die Burg erschien ihm fest und schön; darin ließ er die Herren in denselben Ehrenstellungen, in denen er sie vorfand; die Burg ließ er in ihrer aller Gewalt; den obersten Herren aber verlieh er gute Lehen; den Kühnsten gab er Gold, wodurch ihm alle willig und geneigt wurden. Aber auch die Ärmsten des Volkes ließ er nicht ohne Gabe: dies gab ihm seine Güte ein. (450) Caesar war freigebig und gütig, er besaß Großmut. Er wohnte so lange unter ihnen, bis ihm alle deutschen Herren willig zu seiner Ehre dienten.

Dann wandte sich Julius wieder nach Rom. Aber die Römer wollten ihn nicht empfangen; sie warfen ihm vor, dass er durch seinen Übermut einen großen Teil seines Heeres verloren und ohne Erlaubnis so lange in deutschen Landen verweilt habe. Zornig kehrte er daher wieder um nach Deutschland. Dort berief er alle Herren, die im deutschen Reich waren. Er klagte ihnen allen seine Not, er bot ihnen sein rotes Gold an und versprach ihnen alles zu vergüten was er ihnen zu Leide getan hätte.

Als sie seinen Willen vernommen hatten, versammelten sich all die Tapferen; aus Gallien und aus Germanien kamen manche Scharen mit glänzenden Helmen und festen Harnischen. Sie führten manchen schönen Schild mit sich: Wie eine Flut gingen sie nach Rom in das dortige Land hinein. Wie sehr die Römer erschrakten, als sie das sahen. Da fürchteten sich viele, als Julius so herrlich mit deutscher Ritterschaft daher kam, und sie sahen seine großen Scharen glänzen, seine Fahnen und Bänder. Sie fürchteten sehr um ihr Leben. Rigidus, Cato und Pompeius räumten ihre römischen Häuser und ebenso der ganze Senat: Voller Sorgen flohen sie [aus Rom]. Er [Caesar] verfolgte sie jagend, schlug sie überall. Pompeius aber floh ans Meer und sammelte ein so großes Heer, wie es je in der Welt jemand zu seiner Hilfe gewann.

Mit viel geringerem Heere bewegte sich Julius auf sie zu. Wie innerlich gefestigt konnte er ihnen doch im Vertrauen auf die Deutschen nach ziehen. Da entstand die härteste Feldschlacht, (500) wie das Buch berichtet, die in diesem Erdkreis je geschlagen wurde. O wie die Panzerringe klangen, als die Rosse gegen einander sprangen. Laut erschallten die Kriegstrompeten, Bäche an Blut flossen. Da lag zu Boden manche große Schar, ganz und gar mit Blut übergossen. Julius gewann den Sieg, Pompeius entrann kaum; er floh nach Ägypten, aus dem er nimmer zurück kehrte, denn Pompeius wurde dort erschlagen. Julius Caesar rächte ihn nachmals.

Da freute sich der junge Mann [Caesar], dass er alle Reiche unter seine Herrschaft gewonnen hatte. Mit großer Heeresmacht zog er wieder nach Rom, wie er es wollte. Die Römer empfingen ihn nun in rechter Weise; sie begannen den Herren zu ‚Ihrzen‘ [mit ‚Ihr‘ anzureden]. Das erfand

den sie als erste ihm zu Ehren, denn er allein hatte nun die Macht, die zuvor so vielfältig geteilt war. Diese Sitte befahl er, um der Ehre willen alle Deutschen zu lehren.

In jenen Zeiten geschah es, wie der Prophet Daniel berichtet, dass der König Nabuchodonosor seine Träume mitteilte, die er gesehen hatte: Nämlich wie vier Winde kämpfend dahin fuhren, und wie dem Meere vier wilde Tiere entstiegen. Sie bezeichnen die vier Königreiche, die die ganze Welt umgreifen sollten. Das erste Tier war ein Leopard, der vier Adlerfittiche hatte; er bezeichnet den griechischen Alexander, der mit vier Kriegsherren durch die Lande zog, bis er der Welt Endpunkte gesehen hätte. Mit zwei Greifen führte er sich selbst in die Lüfte, in einem Glasfass ließ er sich in die Tiefen des Meeres hinab. Nach ihm warfen seine ungetreuen Mannen die Ketten auf grässliche Weise. Sie sprachen: ‚Nun, der du gerne Wunder siehst, nun sitz immer auf des Meeres Grunde.‘ Der wunderbare Mann sah dort eines Tages (550) zur Prim-Zeit ein Tier vor sich hergehen, bis zum dritten Tag zur Zeit der None, was ein großes Wunder war; es wälzte sich sehr oft herum. Da dachte der kluge Mann darüber nach, ob er ihm gegenüber Vertrauen haben sollte. Mit seinem eigenen Blut ehrte der das raue Meer. Als die Flut das Blut spürte, warf sie ihn wieder an Land, woraufhin er wieder in sein Reich kam. Die Griechen empfangen ihn bestens. Viele Wunder erlebte dieser Mann. Ein Drittel der Welt eroberte er.

Das zweite Tier war ein wilder Bär; der hatte dreifache Zähne, die drei Königreiche bezeichnen, die gegen einander kämpfen sollten. Der Bär war so grausam, dass er von Menschen niemals hätte gezähmt werden können.

Das dritte war ein Eber: es bezeichnet den teuren Julius Caesar. Der Eber trug zehn Hörner, mit denen er alle seine Feinde niederschlug. Julius bezwang alle Lande; sie dienten alle seiner Hand. Wohl bezeichnet uns das Wildschwein, dass das römische Reich immer frei sein soll.

Das vierte Tier war eine Löwin, die menschlichen Sinn hatte. Sie hatte menschliche Augen und Mund: Solch ein Tier ist uns zuvor nie bekannt geworden. Ihm wuchs ein Horn zum Himmel, und die Sterne fochten dagegen. Das bezeichnet den Antichrist, der für diese Welt noch zukünftig ist, den Gott aber mit seiner Macht hin zu der Hölle senden wird.

Dieser Traum verlief genau so, wie ihn der Prophet Daniel berichtete.

Julius Caesar brach nun die öffentlichen Schatzkammern auf. Er fand darin einen reichen Schatz. Er beschenkte die deutschen Dienstmannen mit Silber und Gold. Daher waren deutsche Mannen in Rom stets beliebt und gelobt.

Die Reiche behielt er [Caesar] mit großer Macht, so lange er lebte. Das Buch sagt uns als Wahrheit, (600) dass es nurmehr fünf Jahre waren. Da erschlugen ihn die Römer ungetreuer Weise. Seine Gebeine begruben sie auf einer hohen Säule.

Soweit die Caesar-Geschichte der ‚Kaiserchronik‘.

## Rhetorische Leistungsaspekte (am Beispiel der mittelalterlichen Chronistik)

Die oben erwähnten Ansätze zu einer Instruktionsemantik sind unter textlinguistischen Vorzeichen auf die Frage des ‚Textverstehens als einer konstruktiven Leistung des Rezipienten‘, etwa beim Lesevorgang, auf ‚Basis der kognitiven Verarbeitung der materialen Textgestalt‘ konzentriert.<sup>48</sup> Die rhetorische Betrachtungsweise überschreitet

48 Maximilian Scherner, Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Forschungsgeschichte, Problemstellung, Beschreibung. (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 48.) Tübingen 1984, 233.

die bloße Verstehensperspektive. Der Rhetorik geht es um den rhetorischen Faktor in Form persuasiver Phänomene, die der Autor im Text bewusst implementiert und der Adressat im Text auf verschiedenste Weise sedimentiert vorfindet. Darin manifestiert sich der eingangs herausgestellte noetische Aspekt rhetorischen Handelns. „Mit Persuasion wird struktural der Wechsel von einem mentalen Zustand in einen anderen bezeichnet, der bei Menschen als erwünschte Reaktion auf kalkulierte, Widerstand umgehende oder überwindende rhetorische Handlungen eintritt.“<sup>49</sup> Dies muss als das eigentliche Erfolgsziel rhetorischer, also strategisch-kommunikativer Praxis angesehen werden. Freilich geht es dabei nicht um bloß verstehenstheoretisch aufzufassende „Vorgänge der Informationsvermittlung, z. B. (...) rein quantitative Veränderungen der Kognition (Zunahme, Abnahme oder Umschichtung von Wissen usw.). Persuasion liegt nur vor, wenn ein Wechsel bei Urteilen, Einschätzungen und Haltungen unter (...) verschiedenen Orientierungsaspekten (...) stattfindet.“<sup>50</sup> Zu ihnen gehören die im Folgenden diskutierten, textuell eingelagerten Orientierungsaspekte der Instruktion, des Aufbaus von Geltungsansprüchen und der Evaluation.

Betrachten wir nun vor diesem theoretischen Hintergrund den speziell rhetorischen Leistungskomplex der mittelalterlichen Chronistik an Hand eines Vergleichs der oben zitierten Caesar-Geschichte aus der frühmittelhochdeutschen ‚Kaiserchronik‘ eines Regensburger Geistlichen mit ihrem Pendant in Ottos von Freising lateinischer ‚Chronik‘. Beide Historiographen enkodieren mit der jeweils gewählten Sprache in ihren Texten Informationen, sie geben ihren Werken bestimmte Strukturen, und sie haben eine Botschaft. Dieser letzte Aspekt ist für die rhetorische Untersuchung der entscheidende, weil sich in der Orientierung gebenden Botschaft der rhetorische Handlungsaspekt von Texten ausdrückt.<sup>51</sup> Darin ist die wichtigste rhetorische Leistung zu sehen.

Was die Sprechakttheorie für einzelne Sätze postuliert, das muss die Rhetorik auf ganze Texte oder Textpartien anwenden. Man könnte analog von *Textakten* sprechen. Ich ziehe jedoch den Begriff der *Geste des Texts* vor. Immer sind *Botschaften* in Texte eingewebt. Sie resultieren aus der rhetorischen Geste des Textes oder Textabschnitts. Der Begriff *Gestus* ist ein Terminus technicus der traditionellen rhetorischen Performanztheorie im *actio*-Kapitel. Es geht dabei um das Problem, wie der Orator sein Konzept im Vortrag handelnd umsetzt. In unserem Zusammenhang ist mit Geste also etwas gemeint, das die Sprechakttheorie den *illokutiven Modus* nennt. Es gibt drei spezifisch rhetorische *Grundgesten* im Text, unter die sich auch Austins *Sprechakte* subsumieren lassen: 1. Instruktion, 2. Aufbau von Geltungsansprüchen, 3. Evaluation. Diese drei rhetorischen Gesten stellen die rhetorischen Basisbewegungen in Texten dar. Sie müssen immer auch mit den textexternen Kommunikationsverhältnissen korreliert werden.

49 Knape, Persuasion (wie Anm. 35), Sp. 874.

50 Knape, Persuasion (wie Anm. 35), Sp. 874f.

51 Zum Begriff der Botschaft siehe Knape, Rhetorik (wie Anm. 1), 107–109; 130f.

Wenden wir uns jetzt der Analyse unter den drei rhetorischen Texthandlungsaspekten zu.<sup>52</sup> Bei der Konstruktion des Textes einer *historia* kann der Orator (so nennen wir den Autor, wenn er die rhetorische Funktion aktiviert) die erwähnten Gesten auf allen narratologischen Ebenen entfalten. Es sind nach Gérard Genette die Ebenen von story oder plot (*histoire*), Textgestaltung bzw. Textur (*récit* bzw. *discours narratif*) und Kommunikation (*narration*: der textinterne oder auch textexterne ‚produzierende narrative Akt‘).<sup>53</sup> Auf diesen Ebenen entsteht auch das konkrete rhetorische Leistungspotenzial, das im Folgenden in Hinblick auf die drei genannten rhetorischen Kategorien untersucht werden soll:

### 1. *Instruktion*

Hier geht es zunächst um die Sachinstruktion. Der Autor konstruiert dabei die Soheit bzw. Derartigkeit einer Sache. Sie beruht auf einer bestimmten Konkretion, einer Festlegung bei den Sachverhalten (so und nicht anders verhält sich eine Sache), und sie ist unvermeidlich. Das Bekenntnis zum Zweifel (es könnte auch anders sein) stellt nur einen Sonderfall dieser Festlegung dar. Die Rhetorik interessiert sich hier für die Frage, worin die spezielle Technik der Sachinstruktion besteht. Hieran kann sich dann auch die Evokation von Handlungen knüpfen, d. h. eine an den Text gebundene Hervorrufung oder gar Aufforderung zum Handeln (du sollst handeln) oder auch eine Anleitung zum Handeln (so und nicht anders sollst du handeln).

Bei unserem Beispiel bezieht sich die Sachinstruktion auf Julius Caesar und die Lage des römischen Reiches zu seiner Zeit. Der Chronist erreicht seine spezifische Sachinstruktion auf der narratologischen *histoire*-Ebene im Wesentlichen durch zwei Prozeduren. Er nimmt zunächst eine persönliche Daten- oder Faktenselektion vor. Otto von Freising, der seine Caesar-Geschichte einige Jahrzehnte vor dem Kaiserchronisten schrieb, wählt aus den zahlreichen Quellen jene Fakten aus, die Caesar als *vir bonus* und, im Gegensatz dazu, andere Römer als korrupt charakterisieren, sodann Fakten, die die Bürgerkriegsbedingungen in Italien betreffen und Caesars enge Verbindung mit den Germanen akzentuieren. Der Kaiserchronist wählt jene Informationen aus, die den Eindruck erwecken, alle entscheidenden Taten Caesars hätten sich in Deutschland oder mit Hilfe der Deutschen abgespielt, ja es wird ausdrücklich gesagt, Caesar stamme aus Deutschland.<sup>54</sup>

52 Vgl. zum Folgenden auch *Joachim Knappe*, *Historiography as Rhetoric*, in: Erik Kooper (Hrsg.), *The Medieval Chronicle II*. (Costerus, New Series, Bd. 144.) Amsterdam / New York 2002, 117–129; die angeführten drei Texthandlungsaspekte haben auch Eingang gefunden in die sieben rhetorischen Orientierungsaspekte der Textrhetorik; siehe dazu *Knappe*, *Rhetorik der Künste* (wie Anm. 34), 918–924.

53 *Gérard Genette*, *Die Erzählung*. Paderborn <sup>3</sup>2010, 12.

54 Ausführliche Quellendiskussionen zu unserem Kapitel in *Der keiser und der kunige buoch*. Ed. *Massmann* (wie Anm. 47), 460–547.

Die zweite Prozedur besteht in der historiographischen Entfaltung von narrativen Handlungsimplikaturen, d. h. die aus verschiedenen Quellen gewonnenen und neu kombinierten Einzelinformationen werden auf ihre möglichen Implikationen hin befragt, und diese impliziten Handlungsaspekte können dann selbstständig ausgestaltet werden.<sup>55</sup> Wenn es bei Otto kurz heißt, Caesar habe auch den Sieg über die Germanen, das kriegerischste aller Völker, errungen, dann impliziert solch eine Quelleninformation für den Kaiserchronisten, dass es sich doch wohl um die vier deutschen Hauptstämme der Schwaben, Bayern, Sachsen und Franken („Caesars alte Verwandte“; V. 343) gehandelt haben müsse. Diese Stämme stellt er dann in langen Exkursen vor. Beiden Autoren gelingt mit Hilfe dieser beiden Prozeduren eine jeweils spezifische Sachinstruktion in Bezug auf Caesars Welt.

Für moderne Historiker, die sich strengen Positivismuspostulaten unterworfen fühlen, ist insbesondere die zweite Prozedur fragwürdig, weil sie gefährlich weit in literarische Phantasiewelten führen kann. Im Mittelalter hingegen ist dieses „dichterische Erinnerungsmodell“<sup>56</sup> bei einer ganzen Reihe von Chroniken als adäquat empfunden worden. Dieses Modell ist produktiv-aktualisierend, und man kann in Hinsicht auf das Verhältnis zu den Quellen und auf die Informationsauswahl diese Art der Chronistik auch produktiv konjizierend, überschreitend oder erweiternd nennen. „Das heißt, es werden eine Reihe von Eckdaten aus den Quellen übernommen, darüber hinaus aber selbständig für möglich gehaltene Details hinzugefügt, so wie es das rhetorische Hauptmittel der *Amplificatio* vorsieht“.<sup>57</sup>

Die vormoderne Theorie gestattet nicht nur die sinnvolle Ausgestaltung von Überlieferungsleerstellen im Faktenbereich, sondern empfiehlt sie geradezu als Mittel zur Erreichung gesteigerter Kommunikationsleistung. Damit ist das rhetorisch schon immer als besonders wirkungsvoll angesehene Ausdrucksmittel der Evidenz angesprochen.<sup>58</sup> Ein *Locus classicus* zu diesem Thema findet sich in Quintilians achtem Buch (*Institutio oratoria* 8,3,61).<sup>59</sup> Bei der Frage, wie man Sachverhalte im Text besonders deutlich herausarbeiten kann, verweist Quintilian hier auf die Regeln der Erzählung (*praecepta narrationis*).<sup>60</sup> Das Erzählen ist das zentrale Mittel zur Versinnlichung von Handlungen

55 Im Mittelalter hat dies bisweilen zu extremen Fällen von Faktenkonjektur bzw. historischer Leerstellenkompensation geführt; vgl. etwa die eigenartige narrative Zusammenstellung der Erzböswichte des frühen Christentums in der ‚*Historia apocrypha*‘ der ‚*Legenda aurea*‘; Joachim Knape, Die ‚*Historia apocrypha*‘ der ‚*Legenda aurea*‘, in: Ders. / Karl Strobel, *Zur Deutung von Geschichte in Antike und Mittelalter*. (Bamberger Hochschulschriften, Bd. 11.) Bamberg 1985, 113–172.

56 Knape, Typik historischer Personen-Erinnerungen (wie Anm. 46), 24.

57 Knape, Typik historischer Personen-Erinnerungen (wie Anm. 46), 24.

58 Knape, Rhetorik (wie Anm. 1), 18–20.

59 Nach folgender Ausgabe, teils mit leichten Varianten in der Übersetzung zitiert: Marcus Fabius Quintilianus, *Institutionis oratoriae. Libri XII / Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Ed. Helmut Rahn. (Texte zur Forschung, Bde. 2–3.). Darmstadt<sup>2</sup>1988.

60 Zur klassischen rhetorischen *narratio*-Theorie siehe Joachim Knape, *Narration*, in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 6, 2003, Sp. 98–106.

im Kommunikationsprozess. Dafür steht bei Quintilian gemäß rhetorischer Tradition der Terminus *technicus enargeia*, die als „Veranschaulichung (*evidentia*) oder, wie andere sagen, Vergegenwärtigung (*repraesentatio*) mehr ist als die Durchsichtigkeit (*perspicuitas*)“. Die Durchsichtigkeit oder Klarheit bei der Darlegung eines Sachverhalts besteht darin, mittels irgendwelcher verdeutlichender Textverfahren den Durchblick (*perspicuitas*) auf die Sache zu sichern. Narrativ hergestellte Evidenz hingegen, von der hier die Rede ist, beruht darauf, dass sich die Evidenz der Sache „gewissermaßen selbst zur Schau stellt (*se quodam modo ostendit*)“. Dafür gibt es wiederum verschiedene Modi, die auch im Fall von Krieg, Schlachten und Eroberungen ins Spiel kommen. So kann man etwa ein knappes Nachrichten- oder Informationskondensat ohne emotionalen Appell formulieren: „Zweifellos nämlich erfasst derjenige, der sagt, die Gemeinde sei erobert worden, alles, was nur ein solcher Schicksalsschlag enthält, jedoch dringt er wie eine knappe Nachricht (*brevis hic velut nuntius*) zu wenig tief ein in unser Gefühl (*in adfectus*).“ Wenn die Textleistung jedoch darin bestehen soll, stärkere affektive Anteilnahme zu erzeugen, ist es wichtig, eine Art Gegenwärtigkeit mit Hilfe menschlicher Imagination zu erzeugen, in gewisser Weise also auf dem Weg der Illusion von Augenzeugenschaft. Hier ist regelmäßig die genannte Technik der Leerstellenkompensation oder historiographischen Ergänzungstechnik gefragt: „Wenn du dagegen das sichtbar machst oder sehen lässt (*aperias*), was alles das eine Wort [gemeint ist *eversio*, Zerstörung] enthält, dann wird das Flammenmeer erscheinen, das sich über die Häuser und Tempel ergossen hat, das Krachen der einstürzenden Dächer und das aus den so verschiedenen Lärmen entstehende Getöse, das ungewisse Fliehen der einen, die letzte Umarmung, in der andere an den Ihren hängen, das Weinen der Kinder und Frauen und die unseligerweise bis zu diesem Tag vom Schicksal bewahrten Greise“. Quintilian beschreibt den kognitiven Effekt solcher Darstellungsweisen genau: „Erreichen aber werden wir, dass die Dinge so handgreiflich wirken, wenn sie wahrscheinlich wirken, und man darf dann sogar fälschlich alles Mögliche dazuerfinden, was gewöhnlich dabei geschieht (*etiam falso adfingere quidquid fieri solet*).“ (Inst. or. 8,3,67–70).

Wie lassen sich solche, von modernen Historikern als grenzwertig erachtete Verfahren begründen? Auch Quintilian sieht hierin schon ein Problem. Seine Lösung ist die eines Rhetorikers, der jedem Text von vornherein eine lebensweltlich-kommunikative Einbindung und Zwecksetzung zuschreibt. Selbst wenn das historiographische Telos auf rein konstative bzw. deskriptive Sprechakte eingestellt sein sollte (was sich sprechakttheoretisch allerdings nicht halten lässt, weil in jeder Äußerung automatisch immer auch Handlungsrelevantes einfließt), so wäre mit Quintilian doch stets auch an eine Abholrhetorik zu denken. Mit anderen Worten: Wer gelingende Kommunikation anstrebt, muss sich auf die lebensweltlichen, und das heißt immer auch auf die psychischen Bedingungen seiner Kommunikationspartner einstellen, muss zu Formulierungen greifen, die auf den Horizont seiner Partner geeicht sind. Dieser Vorgang der historischen Assimilation (Einstellung des Texts auf die aktuellen Adressaten) ist unvermeidlich, weil die Verstehensbedingungen zu verschiedenen Zeiten different sind. Schon wer bloßes Verstehen alter Überlieferungen

sichern will, ganz zu schweigen von anderen kommunikativen Zielsetzungen, muss historische Informationen für seine jeweiligen Zeitgenossen immer wieder in dem Sinne neu zum Sprechen bringen, dass sie sich ihrem gewandelten Verständnis von Welt in der Kommunikationsgegenwart (im Vergleich zu den rekonstruierten historischen Welten) auch wirklich erschließen: „Alle Beredsamkeit (*omnis eloquentia*) hat es mit Aufgaben zu tun, vor die uns das Leben stellt, auf sich (und die eigene Lebenserfahrung) bezieht jeder, was er hört, und der Geist nimmt das am leichtesten auf, was er aus eigener Erfahrung kennt“ (Inst. or. 8,3,71).

Die eventuell vorliegende Handlungsanleitung ist auf den Hörer oder Leser der Chronik gerichtet. Sie kann sehr unterschiedlich erfolgen. Eine direkte Möglichkeit besteht darin, dass der Chronist (auf der Ebene von *récit* oder Textur) direkte Imperative formuliert oder Handlungsregeln aus der *histoire* ableitet. Wenn solche pragmatischen Hinweise fehlen, ist zu fragen, welche Handlungsanweisungen die Gattung Chronik generell zu geben vermag. Sind Chroniken Anleitungen für Herrscher? Wenn man eine Chronik wie die nach Herrschern geordnete ‚Kaiserchronik‘ als Fürstenspiegel liest, d. h. als didaktisches Werk für die Fürstenerziehung, dann kann die Darstellung von Caesars Leben durchaus fürs Lernen am Modell eingesetzt werden.

## 2. *Aufbau von Geltungsansprüchen*

Der Text sucht zu bestätigen, dass eine Sache sozial gültig oder eine Handlungsweise berechtigt ist. Mittelalterliche Chroniken lassen sich immer auch als rechtliche Instruktion verstehen. Die Entstehung und Beschaffenheit von Macht- und Rechtsverhältnissen wird auf der *histoire*-Ebene in ganz bestimmter Weise (so und nicht anders verhält es sich) dargestellt. Caesar wird auf dem Höhepunkt seines Lebens zum alleinigen Herrn der Welt und damit zum Typus des römischen Kaisers deutscher Nation. Hat diese Position, hat dieser Typus Geltung? Beide Chroniken bestätigen das. Caesar hat überragende Tugenden, die er in Kampf und Politik beweist, Tugenden, die am Ende belohnt werden. Belohnt werden auch die Deutschen durch Caesars Geschenke. Caesar kann nur mit Hilfe der treuen Germanen bzw. der Deutschen die Macht im korrupten Rom erringen (sein Heer besteht in der ‚Kaiserchronik‘ zu gleichen Teilen aus Deutschen und Römern), d. h. die römische Kaisergewalt ruht von Anfang an auch auf deutschen Schultern. In der literarischen Welt Caesars haben Caesar und die Deutschen ihren Anteil am Kaisertum sehr wohl verdient. Als Caesar bei Otto von Freising die Tugend vergisst, zeigt sich dann doch der *defectus* des Heiden: Caesar will eine gegen das Beispiel der Vorfahren (*contra maiorum exempla*) gerichtete, also der Tradition widersprechende Staatsverfassung einführen und wird daraufhin ermordet.<sup>61</sup>

61 Ottos von Freising ‚Chronik‘ hier und im Folgenden zitiert nach: Otto Episcopus Frisingensis, *Chronica sive historia de duabus civitatibus* / Otto Bischof von Freising, Chronik oder die Geschichte der zwei Staaten. Ed. *Walther Lammers*, übers. v. *Adolf Schmidt*. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 16.). Darmstadt 1961, lib. II, cap. 48–51, hier cap. 50.

Die *histoire* kann Geltungsansprüche für bestimmte Modelle (z. B. das universale Kaisertum) auf dem Wege des Erzählens evident machen. Der Autor kann aber weitere, explizite Mittel einsetzen. In der Caesar-Geschichte sind es bewusst platzierte Kommentare, die die narrativen Superstrukturen des Textes geschickt mit argumentativen verbinden. Der Kaiserchronist erzählt, wie sich „der junge Mann“ Caesar auf dem Höhepunkt seiner Macht „freute, dass er alle Reiche für sich gewonnen hatte“ (V. 515). Die Römer führen nun das ‚Ihrzen‘ (bei Otto lat. *vobisare*) gegenüber seiner Majestät ein, auch in Deutschland, und sie verzichten ihm gegenüber auf das ‚Duzen‘ (lat. *tuitare*), weil er nun alle früher vielfach geteilte Gewalt allein besaß (V. 520). An dieser Stelle wird die Erzählung unterbrochen und ein längerer Exkurs mit der Allegorie des biblischen Daniel-Traums eingefügt. Die vier Tiere, so wird erklärt, symbolisieren vier Reiche, und der Eber, das vorletzte Tier, „bezeichnet den teuren Julius Caesar“ (V. 590). Das Tier wird nun allegorisch in seinen Einzelheiten gedeutet. Anschließend wird nur noch in wenigen Worten von Caesars Ermordung berichtet. Damit endet die Caesar-Geschichte.

Ähnlich verfährt Otto von Freising. Er geht am Ende der Caesar-Erzählung ebenfalls zu einer argumentativen Passage über (cap. 51), in der er seine Theorie der Wellenbewegungen entwickelt, der die *civitas mundi* mit ihren vier Reichen unterworfen ist. Diese Überlegungen verknüpft er schließlich mit der Ankündigung der im Zeitablauf bald folgenden Geburt Christi. Hatte er eben noch Cicero zitiert mit den Worten, er sehe Caesar „einem Gotte ähnlich“, so wird jetzt mit einem Paulus-Zitat auf den kommenden Christus als den wahren Friedensfürsten verwiesen. Diese argumentative Verknüpfung der Caesar-Herrschaft mit der Christus-Herrschaft ist sehr bewusst konstruiert. Bei Otto wie beim Kaiserchronisten ist es die Verknüpfung einer mundanen *historia* mit der Bibel, der *historia salutis*.<sup>62</sup> Dahinter steht Ottos typologisches *figura*-Denken, gemäß dem die deutschen römischen Kaiser auf ihre Vorgänger verweisen und zu ihnen in legitimierender Analogiebeziehung stehen.<sup>63</sup> Der Geltungsanspruch des weltlichen ‚Modells Caesar‘ wird durch Rekurs auf die unbestrittene Autorität der Bibel, wodurch die Hand Gottes aufgerufen wird, untermauert. Besonders evident ist das in der Eber-Allegorie der ‚Kaiserchronik‘: Das Handeln Caesars und die Position des von ihm geschaffenen römischen Reichs werden in den Körperteilen der biblischen Tierfigur allegorisch gespiegelt und damit in besonderer Weise legitimiert.

62 ‚Historiographische Erzählung des Heilsgeschehens‘ sollte nicht mit dem modernen philosophischen Begriff der ‚Heilsgeschichte‘ als Gegenbegriff zur nachaufklärerischen ‚Geschichte‘ verwechselt werden; siehe dazu Knape, Problematik unseres Geschichtsbegriffs (wie Anm. 34), 15–34; siehe auch Joachim Knape, Hochmittelalterliche Vergangenheitsdeutung in mittelhochdeutscher Antikenliteratur, in: Hans-Werner Goetz (Hrsg.), Hochmittelalterliches Geschichtsbewußtsein im Spiegel nichthistoriographischer Quellen. Berlin 1998, 317–330, hier 317f.

63 Zur Figuration vgl. Otto von Freising, Chronik. Ed. Lammers / Schmidt. (wie Anm. 61), Einleitung LVI–LXII.

*der selbe eber zehen horn truoc,  
 dâ mit er sîne viânde alle nider sluoc.  
 Juljus bedwanch elliū lant,  
 si dienten elliū sîner hant.  
 wol bezaichenet uns daz wilde swîn,  
 daz daz rîche ze Rôme sol iemer frî sîn*

(V. 573–578).

(„Dieser Eber hatte zehn Hörner, / mit denen er alle seine Feinde niederschlug. / Julius bezwang alle Lande, / sie dienten alle seiner Hand. / Wohl bezeichnet uns das Wildschwein, / dass das römische Reich immer frei sein soll.“)

Der Geltungsanspruch wird in beiden Chroniken aber auch für die Informationen der eigenen Texte selbst aufgebaut. Auch hier spielt wieder die Aufrufung von Autoritäten eine wesentliche Rolle. Otto führt etwa an zwei Stellen in die Caesar-Geschichte argumentative Passagen ein, die zu seinen Quellen (Josephus, Lucan, Sallust) Stellung nehmen (cap. 48 u. 50).

### 3. *Evaluation und Emotionalisierung*

Hier geht es darum, Sachverhalten oder Handlungen einen Wert zuzuschreiben. Die Methode besteht in der Erzeugung von rationalen Werturteilen (es ist gut / es ist schlecht) oder Affekten (liebe es / hasse es).<sup>64</sup> Auch in diesem Zusammenhang kann der Autor auf allen drei Textebenen arbeiten. Der Plot der *histoire*-Ebene kann zur Grundlage moralischer Werturteile werden, wenn Otto von Freising die guten und schlechten Taten auf zwei Personalgruppen verteilt. Caesar begeht nur gute Taten. Am Ende gibt es eine Ausnahme, die zu seiner Ermordung führt. Die römischen Gegenspieler Pompeius und Crassus zeigen dagegen nur sozialetisch verdammenswertes Verhalten (Crassus raubt z. B. aus Habgier den Jerusalemer Tempelschatz aus). Otto erzeugt einen positiven Affekt gegenüber der Menschlichkeit Caesars, wenn er ihn bei der Übergabe des abgeschlagenen Hauptes seines Gegners Pompeius weinen lässt. Das folgt den Regeln der Rhetorik. Schon Quintilian schreibt, dass der Orator selbst weinen muss, wenn er andere weinen lassen will (Inst. or. 6,2,28).

Auf der *récit*- oder Texturebene können die Bewertungen noch unterstrichen werden. Das wichtigste Mittel sind alle Arten von Prädikatisierungen. Otto wertet etwa Caesars Schenkungen aus dem Staatsschatz mit dem positiven, für Herrscher üblichen Attribut „höchst freigebig bzw. sehr hochherzig / *magnificentissime*“, die Raubzüge des Crassus charakterisiert er dagegen wenig später mit einem Terminus aus der Lasterlehre (Habgier / *avaritia*).

64 Zum evaluativen und emotiven Orientierungsaspekt der Rhetorik siehe *Knape*, Rhetorik der Künste (wie Anm. 34), 922f.

Auch auf der dritten narratologischen, der kommunikativen Ebene unternimmt Otto geschickte Bewertungen. Er erzählt kurz vor dem Ende der Caesar-Geschichte, wie sich Caesar wieder mit Cicero, dem größten römischen Philosophen und Rhetor, versöhnt hat. Diese Tat herrscherlicher Großmut kommentiert er mit einem längeren Cicero-Zitat aus der Rede ‚Pro Marcello‘, das voll des Lobes über Caesar ist. Mit anderen Worten: Otto integriert in seinen Text einen anderen kommunikativen Akt, die Rede einer berühmten Autorität, um seinen Gegenstand (Caesar) durch raffinierte Spiegelung positiv zu bewerten.

## Schluss

Otto von Freising und der Kaiserchronist machen informationelle Aussagen, indem sie Caesars Welt textlich rekonstruieren. Sie schaffen ein Bild vom Niedergang des römischen Reiches, von seiner Wiederaufrichtung durch die großartigen Herrschertaten Caesars, seiner engen Verbindung zu den Germanen und der schließlichen Errichtung des universalen Kaisertums (er unterwarf alle Reiche der Welt: *die rîche alle*, so die ‚Kaiserchronik‘; V. 520). Darin liegt die literarische Leistung der Verfasser im Sinne der aristotelischen *poiesis* in Form einer *mimesis* (d. h. Schaffen literarischer Wirklichkeitssimulation), die im Fall der Chronistik jedoch nicht völlig freie Konstruktionen enthalten kann.<sup>65</sup>

Zugleich leisten beide Chronisten etwas Rhetorisches. Die entscheidende rhetorische Leistung liegt im Sinne der eingangs exponierten aristotelischen Auffassung des rhetorischen Faktors im Text auf noetischem Gebiet und besteht im Aktivieren von Botschaften, die durch die Konstruktion der Texte vermittelt wird, um die Haltung der Rezipienten zu regulieren, letztendlich sogar Folgehandlungen auszulösen. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an ein weiteres Element in Ciceros *historia*-Definition: „eine historia ist eine Lehrmeisterin des Lebens“ (*historia est [...] magistra vitae*; ‚De Oratore‘ 2,36). Zu den Botschaften, die die Caesar-Geschichte enthält, gehören die folgenden: das römische Kaisertum war unvermeidlich und in der Wurzel positiv, Caesars Handeln fügt sich in den von Gott gewollten Ablauf der Ereignisse und war gut,<sup>66</sup> Caesar (auf den der deutsche Kaisertitel ‚Kaiser‘ zurückgehe) war ein legitimer Begründer der Institution des römischen Kaisertums usw.

Es bleibt noch die Frage nach der Rolle der Caesar-Geschichte im Gesamttext. In beiden Fällen ist sie ins generelle Konzept eingebettet. Caesar eröffnet das vierte Weltreich, das ins christliche Reich übergeht. Jesus wollte als Bürger der vierten und letzten, der römischen Monarchie geboren werden, wie Otto von Freising betont (‚Chronica‘ III,6). In einem Reich sollte unter einem Herrscher der eine Gott angebetet werden. Caesar schuf dafür die Voraussetzungen.

<sup>65</sup> Knappe, *Historia, Textuality and Episteme* (wie Anm. 25), 21.

<sup>66</sup> Vgl. Otto von Freising, *Chronik*. Ed. Lammers / Schmidt. (wie Anm. 61), lib. III, prologus.

Und es bleibt auch noch die Frage nach der Rolle der Caesar-Geschichte in den zeitgenössischen Debatten. Diese Frage schlägt freilich ein neues Kapitel auf, das einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben muss. Nur so viel: Gewiss bezieht Otto von Freising mit seiner gesamten Chronik Stellung in den Diskussionen seiner Zeit. Seine Theorie vom grundsätzlichen Gegensatz der zwei Reiche bezieht sich sicherlich auch auf das Spannungsverhältnis zwischen Papst und Kaiser, den Kampf zwischen *sacerdotium* und *imperium*. Wenn man die Caesar-Geschichte isoliert betrachtet, könnte in der Betonung der Rolle des Kaisers und seiner Verbindung zu den Germanen eine Aufforderung Ottos an seinen Halbbruder, den deutschen König Konrad III., stecken (voluntativer Orientierungsaspekt), auch endlich für sich die Kaiserkrone in der dazu notwendigen Romreise nach Deutschland zu holen, wie es die deutschen Könige seit Jahrhunderten tun mussten.